

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

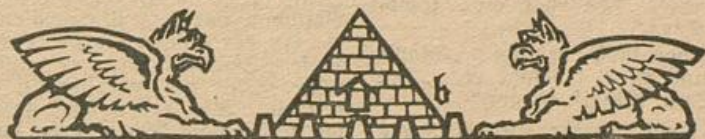
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934**

23.12.1934 (No. 51)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

23. Jahrg. Nr. 51



23. Dezbr. 1934

## Otto Michaeli / Das Christkind

Das Christkind hat zwei Wänglein rot,  
Zwei Augen wunderklar,  
Und unter seinem Schleiertuch  
Das schönste goldne Haar.

Das Christkind hat ein Händlein klein,  
So schmal und weich und gut,  
Und wenn dich's damit streicheln tut,  
So nimm dein Herz in Hut!

Das Christkind kam in mein Gemach  
Zu früher Morgenstund'  
Und gab mir einen guten Kuß  
Mit seinem roten Mund.

Das Christkind hat ein' weißen Pelz,  
In den es fest sich schmiegt,  
Damit es nicht so frieren muß,  
Wenn's durch den Winter fliegt.

Nun laß' ich mir von meinem Rock  
Des weißen Pelzes Haar,  
Auf daß die falsche Welt nicht sieht,  
Daß Christkind bei mir war.

## Kurt Schede / Der Apfel des Narren

Es war in der Weihnachtszeit des Jahres 1420, als Herr Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, den man den Dritten nannte, des scharfen Regens auf Hirsch und Eber müde, aus den Wäldern der Hardt in sein Schwefinger Jagdhaus zurückkehrte, um den Abend des schneedurchstörerten Tags in froher Gesellschaft zu verbringen. Alle Getreuen waren bei ihm, die Herren von Handschuhsheim und Nedarsteinach, von Hornberg und Winded. Als immer willkommener Gast hatte Graf Beluomo, ein Jugendfreund der Frau Pfalzgräfin, sich eingefunden. Die strahlende Sonne inmitten der wilden Jäger aber war sie selbst, des Pfalzgrafen Gattin Mechthilde, landauf und landab als die schönste Savoyerin gepriesen.

Eben hatten die Diener dampfende Schüsseln voll saftigen Wildbrets hereingebracht und die Kannen mit würzigem Pfalzwein vor neuem gefüllt, als ein gellender Ruf vor der Saaltür die munteren Reden unterbrach. Zweimal, dreimal schrillte er durch das Haus, wie der Schrei eines Falken, der seine Beute erspäht.

Herr Ludwig hieb den zum Mund gehobenen Becher hart auf den Tisch zurück. Was sollte der Lärm? War das nicht die Stimme des Narren Le Truc, dem er vor rund sechs Wochen des Diebstahls wegen die rechte Hand hatte abschlagen lassen? Wie kam der des Landes verwiesene Bursche heute nach Schwefingen? Wollte er zu der Hand noch den Kopf verlieren? Le Truc wußte doch, zum Spasmachen war die Zeit für ihn vorbei.

Wieder schallte der Ruf. Und ehe die Wächter am Tor es hindern konnten, stürzte ein kleiner, buckliger Mensch in zerklüftem Schelmenrock vor die Füße des Schlossherrn. Der

rechte Armstumpf hing ihm traurig am Körper, in seiner Linken schwang er einen goldgelben Apfel, den er mit stolzer Bewegung dem Pfalzgrafen bot.

„Halten zu Gnaden, bester Herr Ludwig, halten zu Gnaden! Ihr habt mich des lieben Händchens beraubt, darf ich dafür Euch den Apfel schenken?“

Die ledigen Worte weckten des Pfalzgrafen Zorn. „Werft mir den Buben hinaus“, schrie er und trat mit dem Fuß nach dem Schelm. „Für Diebe ist hier kein Platz!“

Mit der Geschmeidigkeit einer Kage entwand sich der Narr dem Zugriff der Diener. „Langsam, ihr Knechte, immer hübsch langsam! Allhier in der Pfalz bindet man keinen ehrlichen Christen!“ Und plötzlich sein blaßes Gesichtlein unter der Schellenkappe der Gräfin zulehrend, fügte er demütig sanft hinzu: „Herzliebste Frau, schützt mich vor diesen Häschern, die mir den Hals abschrauben wollen. Bin ich nicht Euer lieber Le Truc, Euer treuer Le Truc? Aus dem Welschland bin ich mit Euch in die Pfalz gekommen. Ihr habt mir doch stets vertraut, bis der verdammte Ring spurlos verschwand. Verdammt, sage ich, Verzeiht mir das Wort. Wahrlich, es war ein köstlicher Ring, der schönste, der je das Fingerlein einer Dame geschmückt hat. Der Edelstein allein war unter Brüdern ein Fürstentum wert . . .“

„Halte dein Maul, Le Truc“, unterbrach der Pfalzgraf des Narren Geschwätz. „Bist du des Diebstahls nicht überführt? Willst du dich jetzt herauswindeln?“

Der Narr überhörte die Fragen. Wie einen Ball warf er den Apfel empor und fing ihn behend wieder auf. „Was ist das, ihr Herren? Ein Pfälzer Apfel vielleicht? O nein! Ein

Kleinod ist das! Eine runde, winzige Welt, in der ein süßes Geheimnis und eine ganz große Liebe stecken.“ Er sah sich im Kreis der Gäste um. „Ahoi!“ jauchzte er plötzlich, „da sitzt ja mein Freund Beluomo! Der schönste und zärtlichste Mann ganz Italiens. Der ehrenwerteste Ritter, den welches Blut jemals gezeugt hat! Komm her, Beluomo, küß mir die übrig gebliebene Linke, ich hab's verdient um unsrer Freundschaft willen. Oder nicht doch, streichle mir lieber den Rücken! Er brennt noch immer von den Schlägen des Henkers!“

Der Gäste bemächtigte sich heitere Laune. Nur der Pfalzgraf blieb ernst. Er kannte die Schelmereien Le Trucs. Niemals waren sie harmlos. Immer steckte ein letztes Verborgenes darin. Machte er sich auch heute lustig über sie alle? Was sollte das Spiel mit dem Apfel? „Galt ein, Narr“, befahl er, wenn auch schon milderem Tons, „wir wollen mit dir keine Nüsse knaden. Sag, was du meinst!“

Der Narr erhob sich vom Boden und sah seinen Herrn wehmütig an. „Was ich meine, mächtigster Pfalzgraf, liebwertester Bruder? Ich meine, Ihr habt mir das süße Händchen zu Unrecht abhaden lassen. Das Händchen, das Euch so gern die Laute schlug, wenn Ihr krank oder ungnädig wart. Das nicht einmal mehr meine Unschuld beschwören kann, weil es im Aschenloch modert. Und Nüsse zu knaden habe ich auch nicht. Ich habe nur diesen Apfel hier. Der hat eine samtweiche Haut und einen hochedlen Kern.“

Des Pfalzgrafen letzter zorniger Rest verslog. „Stopft ihm den Schnabel mit Wildbret und Wein“, befahl er. „Der Schelm hat Hunger und Durst. Sein Biß ist mager.“

Um die blutleeren Lippen Le Trucs kreiste ein dankbares Lächeln. „Später, Herr Bruder, will ich den Schmaus mit Euch teilen. Jetzt ist der Apfel daran... Wem soll ich ihn schenken, wenn Ihr selbst ihn verschmäht? Der gütigsten Hausfrau oder dem treuen Beluomo? Wählet nur! Sprecht doch!“

Heimlich forschend spähte er in die Runde. Da sah er mit einemmal, wie die Wangen der schönen Mechthilde sich purpurrot färbten und Beluomo sich hart auf die Lippen biß. Nur der Pfalzgraf merkte nichts von dem jähen Erschrecken der beiden.

„Ich denke, der Apfel gebührt unserm Schlossherrn“, krächte der Handschuhshelmer in die plötzlich entstandene Stille.

„Ich schlage Mechthilde vor, die holdbeste Seele des Hauses“, trumpfte der immer verliebte Bligger von Steinach auf.

Alle stimmten ihm bei. Da neigte Le Truc sein schellenbehangenes Haupt in Güte der Pfalzgräfin zu und warf in

jähem Einfall, halb sprechend, halb singend, sein Sprüchlein hinaus:

„Frau Eva einst im Paradies  
Herrn Adam einen Apfel bot.  
Die Frucht war zart und honigsüß  
Und dennoch bracht' sie bittere Not.“  
Frau Mechthild, holde Frau mein,  
Ein Narr bringt Euch den Apfel dar,  
Verschenkt ihn nicht, bewahrt ihn fein,  
Sonst geht's wie Eva Euch fürwahr.“

Ein heller Ausruf des Staunens folgte dem Spruch. Jeder drängte herzu, um das Wunder besser zu sehn. In der geöffneten Linke des Narren lag der in zwei Hälften gespaltene Apfel, und darin, wie auf einem Kissen aus rosenfarbigem Samt, sprühte der Pfalzgräfin Ring im Glanz seines Goldes und seiner Juwelen.

„Teuerste Schwester“, sagte Le Truc, und sein Herz bebte heimlich bei jedem Wort, „nehmt Euer Kleinod in Gnaden zurüd und hütet es wohl. Ein zweites Mal möchte des Narren Wachsamkeit es kaum wieder finden.“

Die Pfalzgräfin rang vergeblich nach einem Dankeswort. Alles in ihr war lähmende Furcht. Wachte Le Truc, wenn sie in heißer, selbstvergessener Stunde den Ring geschenkt? Und wenn er es wußte, würde er sie und den Jugendgepielen Beluomo vor des Pfalzgrafen Rache behüten?

In der Not ihres Herzens kam ihr Herr Ludwig selbst zu Hilfe. Schützend legte er seinen Arm um die noch immer Erregte. „Warum so erschreckt, meine Liebe? Der Ring ist gesunden. Wir haben doch guten Grund zur Freude.“ Dann sah er sich nach dem Narren um. Der stand bereits am lodernen Kamin und wärmte sich seine Glieder.

„Hallo, Freund komm näher. Wir sollen Euch danken.“

Die Schellenkappe flirte in heftiger Abwehr. „Zu danken, Herr Pfalzgraf, teuerster Bruder? Wahrlich da hab' ich gar nichts davon. Schafft mir doch lieber ein neues Händlein.“

„Das soll dir aufgewogen werden mit Gold. Und zweimal soviel sollst du erhalten, wenn du uns endlich erzählst, wo du den Schmuck entdeckst hast.“

Wieder läuteten abwehrend die Glocklein. „Im Elsternest zwischen den Eichen vielleicht! Vielleicht auch bei den Dohlen im Schloßturm. Wer kann das alles noch wissen?“

Dann schwieg er. Und schweigend, mit abgeschlagener Hand, wie gedrückt von einer unsichtbaren Last, steht der Narr Le Truc noch heute als steinernes Bildwerk im Bogen des Schwebinger Schloßtores. Am Augen und Mund scheint ein leidvolles Lächeln zu huschen. Das Lächeln des Wissenden um die seltsamen Liebesdinge der Welt...

## Friede H. Kraze / Sein liebes Augenlicht

„Es ist noch immer Weihrauch in der Luft“, sagte Gerhard, indem er tief atmete. „Nach all den hundert Jahren!“

„Vielleicht ist es der Lavendel auf den Rabatten. Er blüht diesen Sommer überschwenalich“, erwiderte Chorine.

Als die Stiftsdame sich bückte, um einige der blühenden Aehren zu pflücken, fiel ihr eine feine, mattblonde Haarspähre über die Wangen. In ihrem Kleide aus einem weichen, blaß lilafarbenen Stoff erschien sie die zartere Schwester der Blüten.

Sie legte ihm die Aehre zwischen die Hände, die wohlgebildet und fest waren. Als er sie in die Höhe hob, um zu riechen, schienen ihre Bewegungen irgendwie unsicher und tastend. „Ich habe Lavendel nie wieder gesehen, seit ich als Junge bei euch in Ferien war“, sagte er, wie er den Duft träumerisch einsog. „Haben nicht alle Blumen Namen?“

Ihr fragender Blick hing mit schmerzlicher Inbrunst an dem einen Auge ihr gegenüber. Es war dunkel und trauervoll wie ein edler, ungeschliffener Stein und schien sie anzusehen. Das andere war von einer schmalen, schwarzen Binde verhüllt.

„Ich meine nicht ihre eigenen Namen“, fuhr er fort, als sie noch ärgerte. „Sie müßten außerdem mit Menschennamen gerufen werden. Lavendel heißt Chorine!“

Die Stiftsdame lachte leise und errötete. Der fremdartige, wohlklingende Namen schien eigens für sie erfunden.

„Dieser Duft war immer um dich“, sagte Gerhard. „Er erinnert an Weihrauch. Er ist wie eine sehr starke, unendlich reine Leidenschaft. — Ich wußte das früher niemals“, staunte er.

Eine Unruhe schien Chorine zu überfallen. „Du wirst das Potpourri meinen“, sagte sie ablenkend.

„Die große, dunkelblaue Vase steht noch immer auf der Chiffoniere neben dem Fenster. Ich habe sie unlängst mit frischen Rosenblättern gefüllt. Die Sonne scheint eben darauf. Der Geruch strömt bis hier heraus.“

Gerhard schüttelte den Kopf. „Du hast trotzdem recht“, sagte er dann. „Es ist alles dasselbe. Alle diese Gerüche bedeuten dasselbe für mich. — Du meinst die Vase, die die vier buckligen Chinesen auf den Köpfen tragen?“

„Ja“, sagte sie glücklich. „Ihr zogt so lange an den Böpfen bis der eine endlich abgebrochen war!“

„Es war das einzige Mal, daß Großmama ärgerlich wurde, Chorine. Aber es dauerte nicht lange. Am Nachmittag ließ sie Stina schon wieder Waffeln für uns backen. Du bistest für uns.“

„Tut ich das?“ Sie rückte den japanischen Wandschirm behutsam ein wenig zur Seite. Er verbergte sonst die Sonne, die die Hände Gerhards gewärmt hatte. Es schien, als hätten sie vorher hart und gewaltsam zugreifen können. Jetzt waren sie blaß und seltsam ausdruckslos.

Vom Turm der alten Stiftskirche schlug die Uhr: Mittag. Die zwölf Schläge fielen dumpf und schwer in das feine Surren der Rizaden von den Klosterwiesen, die die Häuser und Gärten der Stiftsdame umrahmten. Es klang wie einer fernem Orgel sanftes Rauschen.

Gerhard machte eine unbeholfene Bewegung, wie er aus dem tiefen Stuhle aufstand. Als er sich zu seiner vollen Höhe aufrichtete, bemerkte man, wie er abgemaagert war.

Chorine trat neben ihn. Heimliche Angst bebte in ihren Augen, wie sie die Hände zu ihm hinhob, ohne ihn zu berühren.

Er tat ein paar strachelnde Schritte und geriet auf das Nellenbeet.

„Chorine!“

Sie hatte ihren Arm schon unter den seinen geschoben.

„Ich darf es deinen Blumen nicht zumuten“, sagte er mit sanfter Traurigkeit.

Sie drückte seinen Arm ganz leise in den ihren.

„Komm!“

„Mein liebes Augenlicht!“ sagte Gerhard, als seine Hand über die ihre strich. Ihre Hand fing an zu zittern.

Nun gingen sie zwischen den schmalen Buchsbaumeinfassungen. Sein Auge, das keine Binde trug, blickte, ohne abzuzucken, geradeaus in die Sonne.

Als sie an dem ehemaligen Kapitelsaal vorüberkamen, blieb er stehen und wendete das Gesicht zur Seite. „Was sehe ich, Chorine?“ fragte er.

Sie erschraf.

„Du siehst durch das Gitter in die Bibliothek“, sagte sie dann ädgernd. „Gerade vor dir sind die Scheiben geöffnet. Der Geruch der alten Folianten strömt heraus. Du siehst den Reliquienschein. Er wurde ein wenig matter im Gelde.“

„Warum sagst du nicht die Wahrheit, Chorine?“ fragte er, als sie weitergehen wollte.

Sie erläuterte. „Vielleicht siehst du die alten, schönen Ausgaben der Mystiker, den Meister Eckart oder Angelus Silesius?“

„Ich weiß wenig genug von ihnen“, sagte er. „Sie sind dir lieb, aber jetzt sagst du nicht die Wahrheit.“

Da klang es wie ein Seufzer, als sie es leise zugab. „So wirst du vielleicht das Christkindlein sehen. Man brachte es hierher aus der Kirche.“

„Das wächserne Christkind? Das die Nonnen wiegen mußten mit dem goldenen Wiegenbände? Als wäre es ein eigenes Kindchen? Jede Christnacht?“

„Jede Christnacht!“ wiederholte sie leise.

Sie schwiegen.

Gerhard nahm ihre Finger, die auf seinem Arm lagen, zwischen die seinen. Als sie weitergingen, streifte eine Ranke von der Kirchhofsmauer seine Stirn.

„Das ist nicht Eisen!“ sagte er, wie er sie festhielt. „Wer liebt dich so freundlich?“

„Aristochia“, rief Chorine fröhlich. „Weißt du noch, die kleinen goldenen Trompeten? Pilger brachten sie einst mit aus dem Heiligen Lande.“

„Draußen ist alles krasses Licht“, sagte er. „Rattern der Motore, Gellen der Hupen, Radio und der Tanz um das Goldene Kalb. Bei euch blieb noch Legende und Güte und Kultur, ehe sie Zivilisation wurde. Ihr verloret noch nicht die Zusammenhänge hier.“

Aus der Klosterkirche, in welcher die Nonnen vordem die Gezeiten innegehalten hatten, klang Musik. Der junge Kantor saß lächelnd in das Summen der Bienen in den Linden. Sie blieben eine Weile stehen, lauschten, dann gingen sie weiter.

„Wir müssen in der Sonne bleiben“, sagte Chorine. „Sie tut dir gut nach all den eingesperrten Tagen.“

Gerhard warf den schönen, schmalen Kopf in den Nacken, als gäbe er sich der goldenen Gültigkeit, die ihn durchwärmte, vollkommen hin. Dann schritten sie dem Wasser der Schwentzine entgegen.

„Was sehe ich?“ fragte er wieder.

„Du siehst den heiligen Fluß. Der Krive Kriveito und die geringeren Priester reinigten sich in ihm, ehe sie dem Swantewit opferten.“

„Wie mir alles wieder einfällt“, rief er froh. „Als Kind erzähltest du mir davon und von den heiligen Hainen und den Seen an der ganzen Küste entlang bis in die Lande der Schwertritter. Später vergaß ich es.“ — Er seufzte.

„Meine Frau war ein solcher Gegenwartsmensch“, sagte er dann abschließend. „Sie war wie ein wunderbarer Tagfalter“, sagte die Stiftsdame.

„Ich konnte sie mir nur tanzend und schwingend vorstellen. Glaubst du, daß sie mit mir in diese Nacht gewandert wäre?“

Gerhard blieb stehen und wandte sich jäh zu Chorine. Es schien, als ob sie vor dem Auge, das wie ein edler, ungeschliffener Stein tief in seiner Höhle lag, erbebt. Aber sie sagte sich. Und mit dem inbrünstigen Blick von vorn sagte sie: „Wer darf sagen, was er wüßte? Wachsen wir nicht alle, wenn Gott uns ansieht?“

Gerhard schüttelte traurig den Kopf. „Alle nicht“, sagte er bestimmt. „Das war mein Gedanke“, fuhr er dann leiser fort, „als die Granate explodierte und alles finster um mich wurde: Gott sei Dank — dachte ich, daß Ellen das nicht erlebte!“

„Oh!“ sagte Chorine schmerzlich. — „oh!“ — In ihrer Stimme waren Tränen.

Seine Rippen, die sich fest geschlossen hatten über seinen Worten, wurden plötzlich kinderweich. „Und weißt du meinen zweiten Gedanken?“ fragte er. „Zu Chorine, zu Chorine!“

Wenn ich nur erst aus dem Krankenhause bin, dann gehe ich zu Chorine!“

Sie lachte ein leises, glückliches Lachen. Aber jetzt strömten die Tränen wirklich.

„Was sehe ich?“ fragte er. Er schien sie von sich fortführen zu wollen mit dieser sanften Frage.

„Du siehst die weiße Orchis, mit dem Blutstropfen im Kelchgrund, die wie Vanille duftet und wie aus Wachs gebildet erscheint. Vergißmeinnicht blühen zwischen dem Ruchgras, und die Binsen tragen purpurne Fahnen.“

„Ich sehe“, sagte er.

„Auf dem Grunde des Flusses sind leuchtend grüne Wälder, lauter zarte, ganz zarte Bäumchen, die sich immerwährend verneigen. Wo das Wasser um die Steine stärker strömt, hält sich eine Herde Wasserspinnen. Siehst du die Wegelagerer? Sie schnappen zu und hüpfen vor Freude. Jetzt schnappen sie wieder. Ihr Beutezug ist gewaltig!“

Gerhard lachte ein Kinderlachen. — „Was du mir alles zeigst! Mir ist, als hätte ich es in Träumen gesehen. Lange, lange früher, aber niemals so deutlich wie jetzt. — Was sehe ich noch?“ Er fragte sie wie nach Geheimnissen.

„Die Rönneleinswiese“, sagte Chorine lächelnd. „Kennst du sie wieder?“

Da fing er stockend an: „Es war einmal ein Rönnelein, das war so rein und hold, daß alle Heiligen sie lieb hatten.“ Er erröte lachend. „Denk, wie die alten Geschichten, die ich von dir hörte, alle wiederkommen!“ Er schwieg.

Die Zikaden geigten hingegeben.

„Es ist so wunderbar, Chorine“, fuhr Gerhard fort, ein Stammen in der Stimme. „Mir ist, als sei ich immer blind gewesen, und jetzt sehe ich erst. Du bist mein Augenlicht.“

„Oh“, sagte Chorine wie vorhin. — „oh!“ Aber jetzt lachte in ihrer Stimme das Glück, während ihre Augen wieder ganz klar wurden.

„Und das Rönnelein“, fuhr er fort, „das hörte eines Tages, wie es hier auf der Wiese Blumen pflückte, ein Hörn im Walde. Das lockte und rief. Da kam die große Sehnsucht über ihr Herz. Sie wollte fortan nur noch auf der Wiese sein und lauschen. — War es nicht so, Chorine? — Du erzählst jetzt weiter!“

„Und die Heiligen, die das Rönnelein so lieb hatten, schickten den Erzengel Michael auf die Erde, der solle das Rönnelein stracks in den Himmel holen, denn sie wollten nicht, daß es in Sünden geriete.“

„Ach“, bat das Rönnelein den Erzengel, „laß mich in dieser lieben Welt! Nur dem Horn laß mich lauschen, hier, auf der grünen Wiese. Kann denn das Sünde sein? Ich will nicht verlangen und will nicht besitzen, nur lauschen und träumen und warten, bis . . .“ Chorine schwieg verwirrt.

Gerhard hielt sie zurück, wie sie eiliger schreiten wollte.

„Worauf wolltest du warten, Chorine?“ fragte er. „Worauf wollte das Rönnelein warten?“

Chorine fand sich zurück. „Du erinnerst dich an die alten Geschichten besser als ich“, sagte sie. „Ich verwirre alles. Sankt Michael holte das Rönnelein herauf“, schloß sie dann hastig. „Nur ihr kleiner Schuh blieb auf der Wiese stehen. Die Heiligen wußten es besser.“

„Bist du ganz sicher darüber“, fragte Gerhard. Unruhe witterte auf dem Grunde seiner Stimme.

„Freilich“, sagte Chorine wieder ganz still und hell. „Für das Rönnelein war es gewiß am besten so.“

„Für das Rönnelein“, wiederholte Gerhard. Eine Last schien von ihm genommen. „Chorine . . .“

Seine Stimme versagte ihm plötzlich. Er suchte nach einem Wort. Aber dann biß er die Zähne aufeinander und kehrte sich heftig zur Seite.

Wie er dann mit geballten Fäusten stand, jede Muskel seines Körpers gespannt zum Zerreißen . . .

„Gerhard!“ rief sie, „Gerhard!“

Sie wußte sich nicht zu helfen in ihrer Not. Sie schlug beide Arme um ihn. „Ich bin bei dir“, stammelte sie, „ich bin ja bei dir!“

„Laß“, sagte er hart, „du tust mir weh!“

Sie ließ die Arme sinken. „Weh?“ murmelte sie.

„Ja“, schrie er zornig, „begreifst du denn gar nicht?“ Er war ganz ohne Farbe. Er zitterte vom Kopf bis zu den Füßen.

Aber sie wagte nicht mehr, ihn zu berühren. Sie hielt nur ihre Arme vor ihm ausgebreitet. Wie der schübende Engel auf Kinderbildern stand sie.

Dann sang eine Drossel. Es war schon Hochsommer. Aber die Drossel sang mit dem starken, jubelnden Glauben der Frühlingstage.

„Ich verstehe gar nichts, Gerhard“, sagte Chorine leise, wie sie die Hand auf seinen Arm legte, „gar nichts.“

„Verzeih“, murmelte er. Auch ihm sang die Drossel. Alle sitzen Beckungen zu den Geheimnissen des Glückes sangen aus der kleinen Kehle. — „Aber — ein blinder Mann darf doch nicht . . .!“ Er zerbrach die Worte, zerknirschte sie. „Man ist

doch kein Schuft geworden“, rief er, wie er die Hände vor die Stirn schlug.

Da ging das wundervolle Leuchten einer letzten Erkenntnis über ihr Gesicht. „Soll ich dir sagen, was du siehst?“ fragte sie, fast Mund an Mund. „Dein Augenlicht steht vor dir, ganz nah — ganz nah! — Wenn du nur ein wenig die Arme ausbreitest, dann weißt du wie nah!“

Da breitete er die Arme aus nach seinem Augenlicht.

## Schrifttum und Heimatkunde

**Das sind wir. Heidelberger Bildner, Dichter und Musiker.** Herausgegeben von Herbert Graß. (Heidelberger Verlagsanstalt, Heidelberg 1934. 250 Seiten.)

In einer unsichtbaren Schicksalsgemeinschaft sind alle wahrhaft schöpferischen Menschen verbunden, und wenn einmal um bewußter Ziele und verpflichtender Bekenntnisse willen eine Schar von schaffenden Künstlern und Dichtern sichtbar als geschlossener Ring in Erscheinung tritt, so ist damit nur Form geworden, was unablässig und in stetem Gruppenwandel schon immer nach einer Kräftesammlung in irgendeiner äußeren Bindung verlangte. Wenn indessen früher manche schwer erzwungene Gemeinschaft nach mühsam bewahrter einheitlicher Haltung unvermeidlich zur Interessengemeinschaft rein wirtschaftlicher Zweckbestimmung herabsank, so wird heute jeder neue Bund schöpferischer Menschen vor dem inneren und äußeren Verfall bewahrt bleiben durch die leitende Idee, unter der allein im Dritten Reiche innerhalb der großen und einen Volksgemeinschaft noch besondere Verbände und Zusammenschlüsse sich zu bilden vermögen werden: Unter der Idee der Verantwortung und des Dienstes am Volke. Unter dieser starken und leuchtenden Idee der Hingabe an das Ganze als einer Kräftequelle für den einzelnen, unter der Idee des gemeinsamen Einsatzes für das, was wiederum allen zum Schutze wird, ist auch das bekennnistafelartige Buch der Heidelberger Bildner, Dichter und Musiker entstanden als Dokument einer Schicksalsgemeinschaft aus der Erfahrung der Vergangenheit, dem Erlebnis der Gegenwart und der Verheißung der Zukunft. Es ist als kleine Einheit ein wesenhaftes Abbild der großen Einheit des Volkes und schon aus diesem Grunde zur Freude und Erhebung geschaffen. Meisterlich und glücklich hat der Herausgeber und Gestalter des Ganzen, der kunstmalere Herbert Graß, mit fühlbarer Sorgfalt und Gerechtigkeit und aus innerer Berufung heraus die lebensvolle Vielfalt der Erscheinungen der einzelnen Künstler und ihrer Schöpfungen zum eindrucksvoll geschlossenen und werbungstüchtigen Werke zusammengestellt. Durch ein Bildnis und durch ein besonders charakteristisches Motiv aus dem Gebiete seines individuellen Schaffens auf der Stufe reifsten Könnens sowie durch eine knappe Biographie ist jeder der 57 Bildner, Dichter und Musiker fest umrissen und unvergleichlich einprägsam dargestellt. Weil sie uns alle gleich nahe mit der Größe und Grenze ihrer Sendung, in dem persönlichen und volkhaften Ausdruckswort ihrer reinsten Bestimmung und Willensrichtung.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Würdigung sein, all die Gestalten des Heidelberger Künstlerkreises, wie er hier in sprechenden Selbstbildnissen, seinen Schattenrissen und schöpferischen Zeugnissen sich manifestiert, einzeln zu nennen oder gar mit Werturteilen zu berühren. Das wäre ganz gegen den Sinn dieses Buches und würde trennen, was uns nur als Einheit begegnen wollte. Daß trotzdem jeder durch diese Gemeinschaft auch zu seinem persönlichen Rechte kommt, dessen sind wir gewiß, und dieser Ueberzeugung sei hier Ausdruck gegeben in der Form eines ersten Wunsches: All die in diesem Werke unter der Idee des volksverbundenen Schaffens geeinten Künstler haben auch in den Stunden der Not ihrer Sendung Treue bewahrt und sind dem Befehl ihres Innern gegen alle Versuchung gehorsam geblieben. Nun aber werde ihnen auch der Auftrag von außen, damit ihr formender Geist durch immerwährende Anregung und beglückende Bestätigung sich der tiefen Wechselwirkung rein und freudig bewußt bleibe, die den schaffenden Künstler nach ewigem Gesetz unlösbar mit seinem Volke und seiner Zeit verbindet!

Dr. Philipp Veitbrecht.

**Vom Trompeter zum Elckhard.** Scheffels Briefe ins Elternhaus 1853/55. Im Auftrage des Deutschen Scheffelbundes eingeleitet und herausgegeben von Dr. Wilhelm Zentner (Karlsruhe 1934).

Die in Nr. 37 dieser Wochenschrift angekündigte Brieffammlung ist in dem gewohnt schmucken Gewand, mit Scheffel-Zeichnungen, mit der Wiedergabe einer illustrierten Briefhandschriftseite und einem Personen- und Ortsregister versehen, als zehnte Gabe des Scheffelbundes an seine Mitglieder erschienen. Der Herausgeber, Dr. Wilhelm Zentner, München,

hat in seiner sorgfältig erläuternden und kritischen Einleitung, sowie den erschöpfenden Anmerkungen sich abermals als ein ausgezeichnete und tiefer Kenner des Scheffelschen Werdeganges erwiesen. Wie aus ihr hervorgeht, befinden sich die Briefe ins Elternhaus aus den Jahren 1853 bis 1855 im Besitze des Karlsruher Scheffel-Museums und gelangen zum erstenmal zum Abdruck. „Wertvolles lebensgeschichtliches Material ist in ihnen enthalten; manch erhellendes Licht fällt über des Dichters Schaffen und das Ringen einer tragisch umwitterten, aber mannhaft kämpfenden Seele, die davon überzeugt war, daß die Natur keinem Menschen die Farben des Lebens so mische, daß ein unabänderliches Grau herauskomme.“ In der Tat bringt die heutige Briefherausgabe wiederum eine neue Beweisführung der charakterlichen und körperlich-seelischen Veranlagung des Dichters, dessen Wesen und zu frühes Versagen so oft und gräßlich verkannt worden ist. Die Briefe machen ihrem Schreiber alle innigere Ehre. Man darf dem eifrigen geschäftsführenden Sekretär des Scheffelbundes, Dr. Reinhold Siegrist, Karlsruhe, zu dieser neuen Gabe beglückwünschen und dem Herausgeber, Dr. Zentner, alle Anerkennung aussprechen.

**Wilibald Reichwein.** Der Frauenschuh und andere Blumenmärchen aus dem badischen Frankenland. (Verlag: Heimatmuseum Buxberg.)

Der Schriftsteller W. Reichwein, Pfarrer zu Buxberg, hat einen guten und wirksamen Gedanken gehabt mit diesem eigenartigen Werbüchlein zur Heimatspflege. Den Naturschutz des Staates gegen das Aussterben seltener Blumen und Pflanzen in dem Muschelkalkstein- und Mergelboden im Gebiete des alten Amtsbezirks Buxberg beispielhaft und wirksam zu unterstützen, hat der Verfasser um Frauenschuh, Akelei, Knabenkraut, Enzian, Glockenblume, Türkenbundsklüppe, Sturmbut und Osterglode in anmutiger dichterischer Form in glücklicher Erfindung und Darstellung ein paar Märchen geschrieben, die nicht nur nach dem lobenswerten Zweck, sondern auch für sich künstlerische Werte vermitteln und in jedem Fall die Liebe zur Heimatflur zu stärken imstande sind.

**Karl Hesselbacher.** Das Weihnachtsgedicht des Waisenkindes. (Verlag von Johs. Kiesel in Wuppertal-Barmen. Preis 40 Pfg.)

Wie das Lied „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ gedichtet und zum erstenmal gesungen wurde, erzählt uns Karl Hesselbacher in sinniger Weise, so daß uns dieses Weihnachtsgedicht um seines Ursprunges willen noch lieber wird.

**Hermann Deser.** Sein Weihnachtsabend und andere Weihnachtsgeschichten. (Preis geb. 80 Pfg.)

**Anna Schieber.** Aus dem Weihnachtsgedicht. (Preis geb. 80 Pfg.)

**Paul Jaeger.** Die rettende Stund'. Adventsgeschichten. (Preis geb. 1 M.)

**Anna Schieber.** Aus Zeit und Ueberzeit. Lose Blätter. (Preis brosch. 1 M., geb. 1,80 M.) (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn.)

Hermann Deser, Anna Schieber und Paul Jaeger sind Seistesverwandte. Sie haben die Gabe, das Gefühl für das Metaphysische in der menschlichen Persönlichkeit zu wecken; sie zeigen, wie im Zeitlichen das Ueberzeitliche dem aufgeschlossenen Gemüte sich offenbart. Es ist darum nicht von ungefähr, daß sich ihre Gedankenwelt um das Weihnachtsgeheimnis bewegt. So erzählen sie auch immer wieder von Menschen, die an Weihnachten den großen Feiertag ihrer Seele erleben und die Wiederkehr der großen Freude feiern dürfen. Paul Jaeger, welcher früher hier Pfarrer war und nun im Ruhestand hierher zurückgekehrt ist, zeigt in seinen Adventsgeschichten zugleich sein Wissen um die ringenden Weltanschauungen und die Seistesbewegungen, die innerhalb der Christenheit auf- und abwoagen. Diese vom Verleger schön ausgestatteten und sehr billigen Büchlein werden sicherlich viel Freude machen, Freude, die nicht mit der Stunde entflieht.